

Julia Schoch

**Festrede anlässlich der Eröffnung des Themenjahres des Kulturland
Brandenburg e.V. , 07. Mai 2010**

Sehr geehrte Damen und Herren,

Es ist zum Verzweifeln. Was für ein Thema: DIE FRAUEN! Ich gebe zu, meine Verzweiflung könnte nicht größer sein, hieße das Thema, zu dem hier gesprochen werden soll: DAS UNIVERSUM oder DIE LIEBE oder DIE KUNST.

Ich könnte es sehr kurz machen, so kurz wie Hannah Arendt, die in einem Interview mit Günter Gaus auf dessen Frage, wie sie zur *Frauenbewegung etcetera*, stünde, mehr als bündig und durchaus in meinem Sinne meinte: „Ich habe immer gemacht, was ich wollte. Punkt.“

Ist es nur ein trügerischer Gedanke, ein falscher Eindruck, wenn ich glaube, vor hundert oder noch fünfzig Jahren wäre es leichter gewesen für mich, etwas zu diesem Thema zu sagen? Ich hätte die Gelegenheit einer solchen Rede nutzen können, um beispielsweise das Wahlrecht für die Frauen einzufordern, oder den Zugang zu Universitäten und öffentlichen Ämtern. Vor fünfzig, ja zwanzig Jahren noch hätte ich auch das Scheidungsrecht anprangern oder das Recht auf ein eigenes Konto einklagen können. Hochpolitische Dinge also. Und als Schriftstellerin hätte ich eine Tradition weiblicher Texte verlangt und natürlich Virginia Woolf zitiert, die 1928 in ihrem Essai: „Ein Zimmer für sich allein“ im Namen aller Künstlerinnen beanspruchte: eben jenes eigene Zimmer und Geld. Aber all das ist inzwischen ja gang und gäbe, nicht nur für die Kreativen. Ach, wir hocken ja alle längst in solch eigenen Räumen, gut gegeneinander abgeschirmt und gepolstert gegen den Rest da draußen.

Ja, zu fragen wäre, ob überhaupt irgendetwas an unseren furchtbar aufgespaltenen Einzelexistenzen verallgemeinerbar ist? Wo jede Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die mehr als zwei ist, heutzutage schon fast als unanständig gilt? Gilt noch etwas für *alle* Frauen, *alle* Männer, *alle* Kinder...? In diesem Zeitalter, da man so sorglos ICH sagen kann, ohne alle meinen zu müssen. -

Stattdessen muß dieses ICH den Tatsachen ins Auge blicken. Und die Tatsachen sind nun also „Die Frauen“.

Eine der letzten, die ich intensiv angeblickt habe, ist eine gemalte Frau.

Auch mit geschlossenen Augen sehe ich sie vor mir. Das Gemälde ist fast 500 Jahre alt, stammt von dem altniederländischen Maler Gerard David und heißt: „Die Madonna mit der Milchsuppe“. Ich habe das Bild in meinem letzten Roman erwähnt – die Frau darauf schien mir eine Seelenverwandtschaft zu haben mit der Hauptfigur meines Buches. Ich war sofort fasziniert, als ich diese Madonna sah. Das Zeitalter der Ikonenmalerei ist im Entstehungsjahr des Gemäldes, 1523, schon vorbei, und so sitzt die Frau, die wohl nur ihrer Schönheit wegen noch „Madonna“ genannt wird, in einer sehr weltlichen Umgebung an einem Holztisch. In seltsam-schöner Gelassenheit, wie mir scheint, nicht in sich versunken, sondern eher: in sich ruhend. Wie sollte sie auch still meditativ nach innen gekehrt sein?: auf ihrem Schoß zappelt ein Kind, das augenscheinlich gefüttert werden will. Und zwar mit der titelgebenden Milchsuppe. Je länger ich sie betrachte, desto rätselhafter wird sie mir. Lächelt sie? Ja, allerdings seltsam zur Seite. Oder: in sich hinein?

Sie ist weder erstarrt noch geziert, der leicht gesenkte Blick ist nicht resigniert und die Stirn nicht kämpferisch gekraust. Die weiß irgendwas, denke ich jedesmal, aber posaunt es nicht gleich raus. Meine Vorstellung ist, daß sie das Kind bald schlafen legen wird, um zu lesen. Denn da liegt ein Buch am geöffneten Fenster. Oder sie verläßt kurz das Haus, um ihren Rücken zu dehnen und dabei zu denken: in jedem Fall an etwas Zukünftiges. Aber nicht vorwurfsvoll oder zürnend oder einklagend, sondern in einer inneren Euphorie: das sind die Ziele meines Lebens, der Reichtum meines Daseins. Und all das wird sich erfüllen.

Vor ein paar Jahrzehnten hätte ich mir solche Überlegungen angesichts einer häuslichen Szenerie wohl selbst um die Ohren hauen müssen. Daß ich sie nicht als Bedrohung empfinden muß, sondern als *eine* Möglichkeit der Wirklichkeit sehen kann, zeigt, wie sehr mich das 21. Jahrhundert umfängt.

Eine andere Frau, die für meinen letzten Roman ebenfalls eine Rolle spielte, indem sie ihm das Motto gab, entstammt einem Film. *Duell am Missouri*, einem Western aus dem Jahr 1976.

Kathleen Lloyd spielt sie, und die sagt einmal zu dem Mann, den sie zu lieben beabsichtigt: „Warum gehen wir nicht ein Stück und reden über den Wilden Westen und wie zum Teufel man da raus kommt?“

Noch ein Film, fast zur selben Zeit, 1972, in Frankreich entstanden. Er heißt: „Die Mama und die Hure“, die Hauptfigur Veronika darin bewundere ich genauso. In einem legendärem Monolog am Ende des Films fragt Veronika unter Tränen, was so grandios an der grenzenlos freien Liebe sein soll, zu der sie sich selbst seit Jahren gezwungen hat. Ein Klagen über das geheuchelte Glück einer vollkommenen, verantwortungslosen Freiheit.

Und wiederum ein anderer Film heißt „Cléo zwischen 5 und 7“, entstanden 1961. Er stammt von einer Frau, übrigens der einzigen Filmemacherin der französischen Nouvelle Vague, Agnès Varda. Im Film erfährt Cléo, daß sie unheilbar krank ist. Einmal schaut sie in den Spiegel und sagt: „Immer dasselbe langweilige Puppengesicht. Ich seh mir meine Angst nicht mal an.“

Ich bin kein Zitatensammler, und so sind es auch nicht diese Einzelsätze, die mir nachgehen, sondern das Urbild dieser Frauenfiguren, die Gesamtmelodie ihrer Persönlichkeit. Ich könnte noch eine Menge Filme und die Frauen darin aufzählen. Jean Seberg in *Außer Atem* oder Brigitte Bardot in *Die Verachtung* oder Faye Dunaway in *Thomas Crowne ist nicht zu fassen*.

Ich habe oft überlegt, was mich an diesen Film-Frauen so fasziniert, die man wie Schwestern nebeneinanderstellen könnte. Mit meinen heutigen Augen gesehen, zeugen sie alle von einem einzigartigen historischen Moment, der nun schon vierzig, fast fünfzig Jahre zurückliegt. Einem Moment, da die Frauen – um es mit einem etwas seltsamen Wort auszudrücken: besonders *vollständig* waren, wie mir scheint. Vielleicht können wir ihn Zeitschwelle nennen, diesen Augenblick, da noch nichts verloren, und gleichzeitig schon sehr viel gewonnen war. Als könnten diese Frauenfiguren sowohl nach hinten als auch nach vorn durch den Zeittunnel blicken und sich das Beste aus beiden Richtungen nehmen. Was sie allesamt verbindet, ist eine Souveränität bei gleichzeitiger Undurchschaubarkeit. Sie haben noch diese gewisse Zurückgenommenheit, die Eleganz und das in sich selbst verschlossene Leben an sich, zu dem die Frauen jahrhundertlang verpflichtet waren, aber gleichzeitig besitzen sie schon die Mittel für ein eigenes Leben, mitsamt dem Recht auf Entschlossenheit und die Lust dazu. Wenn sie eine Entscheidung treffen, tun sie

das nicht wie lärmende Amazonen. Ihre Weisheit ist keine angelernte, keine, zu der sie sich gedrängt oder verpflichtet fühlen würden. Ihr Selbstvertrauen ist eines, das man traumwandlerisch nennen könnte, weil es ganz vorbildlos, ganz aus einem Instinkt heraus geschieht.

Als Schriftstellerin glaube ich natürlich, daß die Kunst der verdichtete Ausdruck eines konkreten historischen Augenblicks ist, eine Art Kristall, der die Zeiten überdauert. Wenn wir uns ein Bild von der Vergangenheit machen wollen, sehen wir wohl eher einen alten Film an oder lesen einen Roman, als daß wir in eine ebenso alte Zeitung schauen oder den Mitschnitt einer längst vergangenen Parlamentsdebatte einlegen, so es denn überhaupt einen gibt.

Die Frage darf also gestellt werden: Was wird einer sehen, der in tausend Jahren eine Kiste mit Kunst-Material unserer Gegenwart öffnet?

Und, mit Blick auf unser Thema, weitergefragt: Gibt es diese Traumsicherheit noch bzw. gibt es sie *wieder*, diese Blicke, weder verhuscht noch selbstgefällig? Frauen, die sich nicht sofort durchleuchten lassen und auch selbst mit ihrem Blick nicht sofort durchleuchten? Frauen als Geheimnisverwahrerinnen?

Nun, daß Frauen heute keine Schatzkisten mehr sein *müssen*, sondern *dürfen*, muß vielleicht erst wieder gelernt werden.

Ich denke an meine gelassene Madonna mit der Milchsuppe, die so unverfügbar wirkt an ihrem Tisch, mit einem Wissen, das zunächst ihr allein gehört. Ihr Blick, der nicht blind für die äußere Welt in irgendeine Innenschau versunken ist, sondern sich verwahrt.

Dieses Bild wirkt heute mehr als ungewohnt, in unserem Zeitalter der aggressiven Enthüllungssucht.

Womit hier gar nicht die körperlich-pornographische gemeint sein soll, die mir noch die geringste Freilegung zu sein scheint.

Ich habe den Eindruck, daß es heute, da Mikroskope bis in die letzte menschliche Hirnzelle geschoben werden, um das Geheimnis von Handlungen und Reaktionen aufzudecken, da man dem Mysterium des Menschen nicht denkerisch, sondern naturwissenschaftlich auf die Spur zu kommen hofft, immer nur um die Frage der technischen Machbarkeit geht. Und der Mensch, Frau wie Mann, mittendrin, als Teil dieser bis ins Kleinste erforschten und benannten Welt. Die Sprache ist verräterisch.

Aber unsere Ohren haben sich längst an sie gewöhnt. Horcht noch einer auf, wenn er Sätze vernimmt wie: „Männer funktionieren so“ oder „Frauen ticken anders“. Wir lassen uns wahrhaftig uhrwerksgleich zerlegen. Lassen uns von der Ausdeutungssucht skelettieren, solange, bis das Rätsel unserer Identität jammervoll und mager zwischen den Knochenresten zum Vorschein kommt. Und ebenso verräterisch ist auch der Wortschatz des unbeirraren Fortschritts. Wir sprechen vom „schon Erreichten“, vom „längst Überwundenen“, wir sagen: „wir haben dieses und jenes noch nicht ganz verwirklicht“ oder: „dieses und jenes sei noch zu schaffen“.

So, als stünden wir auf einer Leiter, auf deren Sprossen wir irgendwo gen Himmel oder wenigstens schräg nach oben auf ein Ziel zuwandern würden. Eine pragmatische Sicht von Geschichte, vermutlich das Erbe einer Zeit der eindeutigen Fronten und Kämpfe und Menschheits-Verbesserungen. Wir können oder wollen uns kein Leben vorstellen, das nicht ein immer noch besseres Leben zum Ziel hätte. Unser Dasein: ein Zeitstrahl, auf dem wir uns einem immer perfekteren Zustand annähern, bis „es“ schließlich geschafft ist.

Ich bin mir nicht ganz sicher, was dieses „es“ in Bezug auf unser Thema ist.

Es steht außer Frage, ich brauche nicht mehr aus Fernweh auf ein Dach zu klettern und meinen Seelenfrieden zugrunde zu richten mit der Sehnsucht nach Reisen, Erfahrung und Kenntnis von der Welt. Da ist kein Menschentypus, der mir versagt wäre.

Aus dem blindwütigen Gegeneinander von einst ist ein Nebeneinanderher geworden. Die Zeiten der offenen Feindseligkeiten zwischen den Geschlechtern sind vorbei. Ich kanns also gelassen nehmen.

In diesen Zusammenhang paßt der Bericht einer Freundin neulich am Telefon. Sie erzählte, wie sie den Abend lang darüber nachgedacht hatte, daß das Kind wegen eines schweren Sturzes mit dem Fahrrad noch zwei Entschuldigungszettel für die Woche brauchte, Schule und Training, wie sie überlegte, daß es wegen der Gehirnerschütterung vielleicht besser wäre, es für ein, zwei Tage noch zu Hause zu behalten, dann aber eine wichtige Klassenarbeit in der Schule ausfiele und überdies noch eine Feierlichkeit, zu der aber schon ein Kuchen versprochen war, ganz zu schweigen von einer Tagung, die sie selbst vorzubereiten hatte, wie sie also

nachdachte, wie das alles abzusagen und zu arrangieren war und in diesen Gedankensturm hinein ihr Mann plötzlich versonnen fragte: Müßten wir nicht mal die Batterien im Bewegungsmelder vorm Haus austauschen?

Ich kann darüber lachen. Ich merke: es gelingt mir nicht, darin den bitteren Beweis für eine ewiggültige Gegensätzlichkeit der Geschlechter zu sehen, den unüberbrückbaren Graben zwischen ihnen. Für mich ist das nicht mehr als die private Anekdote einer Freundin, die an einen speziellen Menschen geraten ist. Und das war: ihre eigene Wahl.

Daß Leben nicht mehr aus einer Opferposition heraus geschehen muß, daß es vorbei ist mit dem stillen Widerstand, gehört inzwischen fast schon in den Bereich der Geschichte, ist Erinnerung. Die Gender-Forschung kann ein Lied davon singen. Wir kennen die Frauen, die den großen, mehr als löchrigen Flickenteppich der weiblichen Geschichte halbwegs zusammenhalten. (Auch dank solcher Publikationen, wie Sie sie heute in den Händen halten, und die offenbar noch immer nötig sind.)

Einzelbiografien von Kämpferinnen, wobei ihr Kampf mal offen, mal im Verborgenen stattfand. Immer mußten sie für ihr Leben einen Preis zahlen. Den Preis der Einsamkeit, der Abspaltung, der Trennung, der Schuldigkeit. Da mußte man erst Witwe werden oder zum Christentum konvertieren oder sein Geschlecht gänzlich verleugnen. Eine Mann-Seele bekommen, heißt also: seine Träume in sich verschließen, was zu Verkrampfungen, Abwehrhaltungen und Selbst-Nötigungen führte. Die Geschichte der Frauen ist ja bis vor kurzem noch eine Geschichte des ungelebten oder unlebbaeren Lebens gewesen.

Damit ist es vorbei. – Wohlgermerkt, ich habe bei alledem nur unseren kleinen Kontinentalzipfel namens Westeuropa im Blick. – Vorbei also.

Es könnte allerdings sein, daß der heutige Naturwissenschaftspragmatismus und seine Begleiterin, die Entzauberung, auch eine Art Preis sind, von dem nicht ganz klar ist, wer ihn zu bezahlen hat.

Vielleicht wird übersehen, daß auf dem Gang die bereits erwähnte imaginäre Sprossenleiter hinauf genauso viel verloren wie gewonnen wird. In unserem Zeitalter der Geständnisfluten, der als Erkenntnissuche getarnten Entblößungs- und Demaskierungswut, der nüchternen Autopsien, der wissenschaftlichen Durchleuchtungs- und Kontrollszenarien, des allgemeinen Bescheidwissens.

In Georg Büchners Drama *Dantons Tod* heißt es an einer Stelle: „Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.“ Was vor 200 Jahren noch mehr als krude Klang, scheint mittlerweile eine recht genaue Beschreibung heutiger Möglichkeiten und Tatsachen zu sein. Wir lassen beständig zu, daß uns alle Geheimnisse geraubt werden. Dem Aphoristiker Lichtenberg zufolge soll es ja schon sehr lange her sein, daß ein Mensch gestorben ist vor Freude. Genauso weit zurück zu liegen scheint mir, daß sich einer oder *eine* unverfügbar gemacht hätte durch Diskretion.

Die Kontroll- und Erklärungssucht unseres Zeitalters ist ein zweifelhafter Fortschritt. Aber es gelingt ihr ganz gut zu vertuschen, wessen Stelle sie eingenommen hat, nämlich die der Intuition und der Einfühlung, der Empathie. Es ist ein vergessenes Wissen, daß wir nicht alles wissen können, Identitäten nicht restlos aufgeschlossen und ergründet werden können. Ich jedenfalls weigere mich das zu glauben. Genauso wie ich mich weigere, das Prinzip „Frau“ oder „Mann“ könnte einmal aufklärbar sein.

Ich gebe zu, natürlich: auch ich wüßte gern hin und wieder Verschiedenes aus dem Leben von, sagen wir, der in diesem Jahr so gefeierten Königin Luise, um hier endlich auch eine „echte Frau“ ins Spiel zu bringen.

Wie geht man zum Beispiel mit der Trauer um drei weggestorbene Kinder um? Gibt es eine Normalität des Sterbens? Oder wie hat Bettine von Arnim, deren Geist ja noch in diesen Wänden steckt, auch wenn sie ihre Zeit lieber in Berlin verbrachte, wie also hat diese Bettine ihre sieben Kinder großgekriegt, ohne daß ein einziges starb? Und wie haben sie angestellt, all diese Luises und Bettines, nebenher, wie es stets so schön heißt, noch ihre Kunst zu betreiben, worin auch immer die bestand? Womit nicht die Fakten eines Tagesablaufs gemeint sind. Aber vor allem geht mir die Frage nach: wie sich bei alledem scheinbar keine Bitterkeit und Galligkeit oder Groll auf sie legte. Ein Groll, dem wir uns heute schnell überlassen, wie mir scheint. Dieser Abgrenzungswahn, unsere Ich-Bezogenheit, unsere ständige Hast, sofort und allerorten auf unsere Rechte zu pochen und eine Freiheit einzufordern, die oft sinnlos ist, wenn sie nur bloße Loslösung meint, noch bevor wir überhaupt den Versuch unternommen haben, uns jemand anderem ganz anheimzugeben. Ohne einen Gedanken an Nutzen oder Zweck. Aufgehen in jemand anderem, womöglich seine Kontur verlieren. Heutzutage fast obszöne Vorstellungen.

Nein, diese Fragen sind hier nicht zu klären, wir werden es wohl nicht erfahren. Und das macht mich froh. So nämlich bleiben sie unverfügbar. Sie gehören niemandem außer sich selbst. Und unserer Phantasie.